

# Stil

Frei heraus  
Eva Mendes über ihren  
zensierten Parfüm-Spot  
Seite 91



## Der elfte Finger

In einer kleinen Ladenwerkstatt in einem Madrider Hinterhof befindet sich das Füllfederhalter-Paradies. Denn dort sammelt, verkauft und repariert Julia Gusano historisches Schreibgerät. **Thomas Delekat** über die Kultur des Schreibens

Ein bisschen Tinte kleckerte nach. Ein Tröpfchen. Aber es reichte für ein Dutzend Unterschriften, zwölf Krickelkrakel-Namen – und der große Blutstrom versiegt. Das alles mit ein paar Federstrichen. Am 2. September 1945 unterschrieben an Bord der „USS Missouri“ für die Vereinigten Staaten General Douglas MacArthur und für Japan – in Vertretung des Kaisers – Außenminister Shigemitsu Momoru, dazu zehn weitere Staatsrepräsentanten, die Kapitulationserklärung Japans. Auf den Fotos der Zeremonie ist klar der Füllfederhalter dieses Schlussstrichs zu erkennen – ein amerikanisches Fabrikat, ein Parker 51, der frühe Typ mit der Vacuum-Fülltechnik. Dasselbe Füllfedermodell besiegelte auch das Ende des Zweiten Weltkriegs und des Korea Kriegs, wie überhaupt jedes Mal, wenn die USA federführend waren. Dieser Parker 51 ist deshalb der einzige Füllfederhalter, der es zu einem Beinamen brachte – er ist der „Pencil of peace“.

Milch, Toilettenpapier, Olivenöl – leche, papel higiénico, aceite de oliva, schreibt Julia Gusano. Weiter kommt sie nicht mit ihrer Einkaufsliste, weil da jemand die Holzböhlentür zu ihrer halbdunklen Werkstatt aufklinkt. Im zweiten Innenhof der Calle Zurbarano 84 in Madrid nimmt die wohl beste Füllfederhalterspezialistin Europas die feine Spitze ihres privaten Parker 51 aus dem Jahr 1954 vom Blatt. Er ist leuchtend gelb, ein sehr seltenes Sondermodell.

Ein weißer Lichtkeil der Madrider Mittagssonne fällt durch den Spalt in Julias dämriges Werkstattgewölbe. Dazu schiebt ein Schwall Sommerhitze von draußen herein. Es ist ein Mann in beige Maßanzug, schon älteres Semester, ein Beamter vielleicht aus dem benachbarten Moncloa-Regierungsquartier. Er geht die paar Schritte zu Julias Arbeitstheke. Er reicht ihr wortlos seinen elften Finger, einen seltenen, kostbaren Füllfederhalter, ein Exemplar aus den 40er-Jahren, und ein halbes Jahrhundert lang das Muster von Funktion und Zuverlässigkeit. Aber jetzt sei der Füller vollgetankt – und die Feder trotzdem trocken. Julia knipst ihre Chirurgienlampe an. Sie dreht und wendet das Problem unter der Leuchtstofflampe. Dann löscht sie das Licht, und ebenso wortkarg wie ihr Kunde entzündet sie eine Kerze. Im alchimistischen Halbdunkel der Werkstatt springen im Gesicht des Besorgten, aber faszinierten Besitzers die Kerzenschatten hin und her. Der Mann beugt sich über die Theke, Julia auch, die beiden stecken über der Kerze die Köpfe zusammen. Julia wärmt den Füller über der Flamme. Es sei keine Reparatur, sagt Julia hinterher, es sei Chirurgie. Die Leute lieben das. Sie müssen dabei sein. Sie geben ihren elften Finger niemals aus der Hand.

Julia besitzt, heilt und verkauft Hunderte Parker 51, alle zwischen 1941 und 1971 gebaut. Sie liegen aneinandergereiht in ausgeschla-

genen Riffelbretterkästen, ein paar Sondermodelle in Vitrinen, wie die Piloten-Version des 51ers – ganz aus Edelstahl. Das Design des Parker 51 stammt von László Moholy-Nagy, einem der Großen unter den Weimarer Bauhaus-Künstlern. Das New Yorker Museum of Modern Art stellt diesen Parker 51 als Kunstwerk aus. Aber in Julias Laden ist es ein Dutzendartikel, sortenrein sortiert. Die meisten in schwarz, goldene Kappe, goldener Clip, etwa 200 Stück in einem unlackierten Sperrholzkasten. Sie liegen glatt, glänzend aneinander, Füller wie Fische in der Büchse.

Julia Gusano wollte kein Schild für ihren Laden. Es steht ihr Name auf dem Klingelschild vorn an der Straße, der Klingelknopf ist anonym, und wer Julia und ihre Werkstatt finden will, hat eben Bescheid zu wissen. Der teuerste Füller, der lotzthin über ihren Tisch ging kostete 16 000 Euro. Ein deutsches Fabrikat, aus Hamburg. Ein Montblanc Nr. 12 Safety. Davon sind weltweit nur sechs Exemplare bekannt, und einer, sagt Julia, schreibt jetzt Spanisch. Dennoch kann nie-

„Schwarze Tinte ist so ziemlich das Schlimmste, was man einem Füller antun kann“



bei Füller und liniertem Papier, ist trotzdem das Waschbecken der beste Grund gewesen, in den Gang zwischen den Pultrahmen hinauszurutschen und vorn zum Wasserhahn auszutreten – zum Füllerfüllen. Nach dem Schnürsenkelbinden ist fleckenloses Tintentanken eine der technischen Spitzenleistungen der frühen Schulzeit gewesen. Das war seltener als eine Eins im Rechnen – saubere Hände waren zu viel verlangt. In den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik hat es deshalb keinen Zeigefinger gegeben, der sich im Unterricht nicht mit blau leuchtender Kuppe und schnippendem Daumen gemeldet hätte.

Aber wieso blau? Weil es das Beste für den Füller sei, sagt Julia. Rot sei mittelmäßig, aber schwarze Tinte so ziemlich das Schlimmste, was man einem Füller antun könne. Schwarz setzt die feinen Rinnen zu. Der Parker lässt sich jedoch mit ein bisschen Ammoniak im Spülwasser lösen.

Das fleckige Tintenhandchen ist wirklich nicht bloß das Problem deutscher Schüler gewesen. Das hatten alle. Wer schrieb, machte sich die Hände schmutzig. Es war weltweit die einzige Schwäche und das unbewältigte Problem des Füllers. Auch Parker hat es nicht lösen können. Aber sie haben millionenfach davor gewarnt, in jedem einzelnen Parker vom Typ 51 Aerometric. Julia schraubt den Schaft ihres gelben Parker 51 auf, zieht die Kappe ab – darunter liegt eine Edelstahlhülse, mit der der Füller seine Innereien zusammenhält. Dort stehen ins Blech geprägt die beiden wichtigsten Sätze aus der Bedienungsanleitung: Nach dem Tanken „halten Sie den Füller nach unten – und wischen dann die Spitze mit einem weichen Tuch ab“. Als Schüler am Klassenzimmer-Waschbecken hatte niemand so ein Tuch zur Hand. Aber den Wasserhahn. Es sah aus wie blaues Blut, wenn der Strahl über Feder und Fingerringel schoss, in den Ausguss sprankelte – und auf Hemd und Hose.

Vor 300 Jahren hatte es einen finigen Schwaben gegeben, der drei Gänsekiele ineinander steckte. Das hielt die Tinte für eine Weile vor. Aber das Prinzip heutiger Füllfederhalter ist eine amerikanische Erfindung. Sie stammt aus New York, und aus dem Jahr 1883. Für diese Erfindung gab es ein starkes Motiv – es ist eine kostspielige geschäftliche Niederlage gewesen, ein geplatzter Versicherungsvertrag. Zur Unterzeichnung des Kontrakts, den die Bürokräfte des New Yorker



Links oben: Wie schillernde Insekten liegen die kostbaren Schreibgeräte in ihren Kästen. Ganz oben: „Es ist keine Reparatur, es ist Chirurgie“, sagt Julia Gusano und „operiert“ ein Exemplar aus den 40er-Jahren. Die Füllerspezialistin in ihrer Madrider Ladenwerkstatt. Links: Die Ersatzfedern sind sorgfältig verpackt und beschriftet – rare Stücke wie die Montblanc-Feder können teurer als mancher Füller sein

Assekuranzmaklers Lewis Waterman in tagelanger Schreibezeit niedergelegt hatten, stellte der Chef den LLöschsandbehälter neben das Tintenfass, tauchte die Stahlfeder ein und setzte an – als sich der Tintentropfen unter dem Federspann dünnmachte – ein niederschlagsmäßiger Abgang, in einem Rutsch auf Papier. Waterman saß damit gleichsam in der Tinte, ein neues Original hätte Tage gebraucht. Die Company unterschrieb einen Vertrag der Konkurrenz.

Watermans Patentschrift ging 1883 glatt durch die Behörden, die ersten Füller verkaufte er im Geschäft seines Bruders, der in New York City ein Zigarrengeschäft besaß. Die Stücke waren selbst gefertigt. Waterman hatte unter die runde Federwölbung einen Tintenleiter aus Hartgummi praktiziert. Er puhlte, sägte und schnitt feine Kapillarenrillen von Hand und mit so viel Feingefühl hinein, dass das

Hartgummi und die Hohlkehle der Feder sich fast fugenlos aneinanderschmiegen. Genau so ist es bis heute geblieben: Feder aus Metall, Tintenleiter aus Hartgummi. Diese beiden entwickelten dabei interessante Kräfte. Sie saugten. Sie zogen sich genau so viel Tinte heran, wie gerade in die Schrift geflossen war. Dieser Kapillaren-Sog ist dieselbe physikalische Kraft, die Wasser zu Perlen bindet. Das war das Geniale an Watermans Erfindung.

Waterman verkaufte seinen Füller im Set – den Füller selbst und eine Saugpipette mit Gummiballon. An Julias Original exemplar ist zwar der Gummiball nach 120 Jahren mirb, aber funktionieren tut er immer noch. Gummiball drücken, Tinte ansaugen – und nun hinein ins Füllerröhrchen. Bei Julia sieht das nur deshalb selbstverständlich aus, weil sie die Hände eines Uhrmachers hat. Nicht der Tintenfluss war das große Problem – es war die Nachfüllmethode. Hundert Jahre lang hat die ganze Welt an dieser Nebensächlichlichkeit herumlaboriert. Es gab zahllose Patente, ohne dass eine Patentlösung darunter gewesen wäre. Das heißt – eine gab es doch. Walter Sheaffer aus Iowa, der dritte große amerikanische Füllfeder-Konstrukteur, erfand einen Schnorchel. Dieser fuhr zum Tanken unter der Feder aus. Dieser „Snorkel“ überragte dann die Federspitze um einige Zentimeter. Eine saubere Sache, jedoch teuer in der Produktion. Sheaffer brachte das Snorkelmodell präzise zur Weltwirtschaftskrise heraus. Das System war damit für immer erledigt.

Zur gleichen Zeit rückten in Europa die Deutschen mit dem Pelikan 100 heraus. Der Füller hatte in

Berlin sofort seinen Spitznamen weg. Er hieß Stressemann – wie die Hosen nach dem amtierenden Außenminister benannt. Beides gab es nur gestreift, die Hosen des Nobelpreisträgers Gustav Stressemann wie den Pelikan 100. Der besaß eine Kappe, mit der sich innen ein Kolben herauf- und herunterschrauben ließ. Bei dieser Konstruktion, die Pelikan dem Ungarn Theodor Kovács abgekauft hatte, ist es bis heute in Deutschland geblieben. Aber nur dort. Der Rest der Welt sah sich das an – und legte es rasch wieder zur Seite.

Ein Jahr nach Waterman erfand George Parker den Füller gleich noch einmal – ein Kleinstadtlehrer, der die Nase voll davon hatte, die klecksenden Federn seiner Schüler zu reparieren. Dasselbe Material, dasselbe Prinzip. Aber von Waterman hatte er keine Ahnung.

Mit diesen beiden, Parker und Waterman, ging das tintenleckende Säkulum zu Ende. Beide sind mit ihren Fabriken reich und berühmt geworden – und weil ganz Amerika mit Hingabe und Eigentümlichkeit seine Erfinder verehrt, kennt jedes Kind Parker und Waterman als nationale Helden.

Bis unter die Decke reichen in Julia Gusanos Hinterhofwerkstatt Tausende Füller, Zigtasend Ersatzteile, dazu Gemälde, Modelle, Plakate, Schilder, Kunstwerke – all das, womit sich das Füllerjahrhundert wichtig machte. Jahrzehntelang ist nichts Neues hinzugekommen, die Zeit des Füllers war Anfang der 70er vorbei. Zwar haben es die Handschrift und der Füller Hand in Hand zur Übermacht gebracht. Aber zusammen sind sie auch wieder verschwunden – beide, die

Handschrift wie der Füller. Wer einmal Rad fahren konnte, wird es sein Leben lang beherrschen. Das verlernt sich nie. Aber die Handschrift verfällt. Sie kiert, sie verflacht, sie zerläuft zur Unleserlichkeit, sie vergeht wie Virtuosität am Klavier. Spielt es jetzt noch eine Rolle, dass zuvor die Kugelschreiber die Handschrift ohnehin ruinierten? Sie rollen in jede Richtung bei gleichem Widerstand, mit dem gleichen, konturlosen Strich.

Im Tintenjahrhundert sträubte sich jede Feder gegen die Hand, die sie nicht kannte. Es klingt inzwischen kurios, dass es einmal mit Feder und Schrift dasselbe gewesen sein soll wie mit der Krone und dem Zahn: eingeschliften, unübertragbar, beinahe verwachsen. Es klingt inzwischen auch verstiegen, dass schwere Hände harte Federn brauchen, die sich nicht spreizen – und es klingt ebenso abstrus, dass es einmal Grafologen gab, die Zorn und Verzweiflung, Ego und Persönlichkeit in der Handschrift entziffern konnten – am steilen Aufstrich, den hohlen Schleifen, den Unterlängen. Die Tastaturen der Handys und der Computer, der Bankautomaten, der Abdruck des Fingers anstelle der Unterschrift – es ist mit der Handschrift und dem Füller dasselbe wie mit Klöppeln und dem Faden, dem Dreschflegel und den Garben, der Kohleschaufel und dem warmen Badewasser. Es ist überwunden.

Besitzt nicht jeder noch einen Kindheitsfüller? Julia empfiehlt: Bevor Sie die Schreibstischschublade wieder schließen, spülen Sie ihn, bitte, noch einmal mit Wasser durch. Aber zuvor nicht den Spritzer Ammoniak vergessen.

### Füller als Sammlerstücke

#### PARKER 51

Der Parker 51, 1941 lanciert, wurde bis 1972 über 15 Millionen Mal und in vielen verschiedenen Farben verkauft. Trotzdem ist er ein bei Sammlern sehr beliebtes Modell (kostet zwischen 80 und 120 Euro) und ist Teil der Design-Sammlung des Museum of Modern Art in New York. 2002 gab Parker eine



Montblanc „Rouge et Noir“ von 2006

limitierte Special Edition des 51 heraus (damaliger Preis: 350 Dollar).

#### MONTBLANC ROUGE ET NOIR

■ Einer der ersten Sicherheitsfüller



Parker 51 Special Edition, 2002

von Montblanc, der „Rouge et Noir“, wurde 2006 zum 100. Geburtstag in einer auf 100 Exemplare limitierten Edition neu aufgelegt. Der Preis liegt bei etwa 3900 Euro.